

Mutti bleibt daheim? Das ist doch ganz normal!

Familienforschung. Die Wertewelt in Österreich ist noch immer sehr traditionell. Nur wenn das Geld knapp ist, versteht man, dass eine Frau mit kleinem Kind wieder arbeiten möchte. Das zeigen Wiener Soziologinnen in einer aktuellen Studie.

VON ALICE SENARCLENS DE GRANCY

Kinder leiden darunter, wenn die Mutter berufstätig ist.“ Dieser Aussage stimmten in der aktuellen Europäischen Wertestudie mehr als die Hälfte aller Österreicherinnen und Österreicher voll zu. „Damit liegt Österreich nah an Russland, Ungarn und Polen und weit entfernt von anderen westeuropäischen Ländern“, sagt die Soziologin Ulrike Zartler. Noch deutlicher sei der Unterschied zu nordeuropäischen Staaten wie Dänemark, Finnland oder Schweden.

Die an der Uni Wien tätige Familienforscherin will sich gemeinsam mit ihrem Team ein genaueres Bild von der Situation in Österreich machen. Sie ergründet seit dem Vorjahr im vom Wissenschaftsfonds FWF geförderten Forschungsprojekt „NorM – Normen rund um Mutterschaft“, welche Vorstellungen Frauen und Männer unterschiedlichen Alters in Stadt und Land von der Mutterrolle haben. Erste Ergebnisse aus Gruppendiskussionen und Interviews zeigen eine deutliche Kluft zwischen Worten und Taten: „Die Allermeisten sagen, dass eine Frau für sich entscheiden soll, wann und wie viel sie erwerbstätig ist.“ Zugleich seien aber traditionelle Bilder und die klassische Norm von der guten Mutterschaft unglaublich präsent: „Man sieht, dass diese Wahlfreiheit für Mütter mit jüngeren Kindern, speziell für jene, die ohne finanzielle Notwendigkeit berufstätig sein wollen, nicht gilt.“

Widersprüche irritieren

Ein persönlicher Gewinn oder die Selbstverwirklichung der Frau über den Beruf seien keine Argumente, die man gemeinhin akzeptiert: Wenn nicht unbedingt erforderlich, solle eine Mutter kleiner Kinder nicht arbeiten gehen, so der Sukkus der Befragten. Einzige Ausnahme: ökonomische Erfordernis, also wenn das Geld sonst für die Familie nicht reicht. Dem



Das umgedrehte Klischee vom Rollenbild der 1950er-Jahre. Doch Normen sind langlebig, sagt die Soziologin Ulrike Zartler. [Getty Images]

stimmten vor allem Menschen mit niedrigerem Bildungsniveau – und damit wohl tendenziell niedrigerem Einkommen – zu.

Generell seien die Vorstellungen aus dem Umfeld, wie Mutterschaft auszusehen hat, oft recht widersprüchlich. Zartler verweist auf eine Umfrage zu Werthaltungen rund um die Vereinbarkeit von Familie und Erwerb: Darin meinten 60 Prozent der Personen, Mütter von kleinen Kindern sollten den ganzen Tag mit diesen verbringen. Zugleich gaben aber mehr als 50 Prozent an, dass eine „gute Mutter“ mehrere Stunden Freizeit am Tag für sich haben sollte. „Ich soll den ganzen Tag mein Kind betreuen und auch noch in den Yoga-Kurs gehen und Sport machen? Das geht sich nicht aus!“, sagt Zartler. Zwar stamme die Studie aus dem Jahr 2007, jedoch seien Normen „zäh und langlebig“.

Die aktuellen politischen Rahmenbedingungen mit langen Karenzzeiten würden Frauen jedenfalls oft mehr schaden als nutzen: „Junge Mütter steigen in Österreich erst nach zwei bis drei Jahren wieder in den Beruf ein, meist Teilzeit – das ist eine überdurchschnittlich lange Unterbrechung im europäischen Vergleich“, sagt Zartler. Dazu passend betrachten im Forschungsprojekt Befragte die außerhäusliche Betreuung von Kindern im Alter von unter zwei oder drei Jahren als sehr problematisch. Früher vorstellbar ist eine externe Betreuung nur in Wien – dort ist allerdings das Angebot weit besser als in anderen Regionen.

Lebensmodell als Falle

Aus ihrer früheren Forschung zu Scheidungen weiß Zartler, wie sehr die traditionelle Geschlechterrolle für Frauen zur Falle werden

kann: nämlich dann, wenn sie – im Vertrauen darauf, dass die Beziehung halten wird – ihre eigene Ausbildung und die Berufstätigkeit hintanstellen. „Dieses Lebensmodell ist riskant, vor allem, wenn die Beziehung scheitert.“

Hier brauche es Absicherungsmechanismen – und andere Karenzmodelle. Außerdem müsse Väterkarenz zu einer viel größeren Selbstverständlichkeit werden, erklärt Zartler. Sie fordert „mehr normative Offenheit gegenüber den unterschiedlichen Arten, Mutterschaft zu leben“.

Dabei gab es historisch nur einen sehr kurzen Zeitraum, in dem das Idealbild der bürgerlichen Kernfamilie aus dem 18. Jahrhundert auch tatsächlich verwirklicht wurde. „Dass sich die Mutter ums traute Heim und um die Kinder kümmert und der Vater das Geld verdient, war für viele

lang nicht machbar. Eine Bauern- oder Arbeiterfamilie und auch viele kleinbürgerliche Familien konnten sich das strenge Festhalten an Geschlechterrollen und normativen Charakteren kaum leisten“, sagt die Soziologin. Nur in den 1950er- bis zu den 1970er-Jahren habe ein relativ großer Teil der Bevölkerung das klassische Idealbild realisiert. „Daraus entwickelte sich die Vorstellung, diese Arbeits- und Rollenteilung sei der gesellschaftliche Normalzustand. Soziologisch und historisch gesehen ist das aber nicht so“, sagt Zartler. Auch wenn Filme der Zeit, die das damalige

“

Mutterschaft hat nach wie vor sehr viel mit schlechtem Gewissen zu tun.



Ulrike Zartler, Soziologin, Universität Wien

Idealbild nachzeichneten, bis heute nachwirken: „Da hat jede und jeder sofort die Bilder der klassischen Rollen im Kopf.“

Heute werden normative Mutterbilder über digitale Medien wie Instagram transportiert: „Hier präsentieren sich schöne, schick gekleidete, rundum großartige Mütter“, schildert Zartler. Das erzeugt Druck. „Mutterschaft hat nach wie vor sehr viel mit schlechtem Gewissen zu tun, wenn Frauen von den gängigen normativen Vorstellungen abweichen“, sagt die Familienforscherin. Die Erwartungen an Väter würden zwar komplexer, die Vaterrolle werde aber nach wie vor sehr klassisch gesehen.

Diese Schieflage spiegelt sich auch in der Methodik der „Europäischen Wertestudie“ wider: Das Item „Kinder leiden darunter, wenn der Vater berufstätig ist“ fehlt bisher. [Foto: Citronenrot]

Zum Werfen und Fangen gehört einiges Geschick. Physikalisch betrachtet sind jedoch Auftrieb und Drehimpuls die entscheidenden Größen.

Warum kommt ein Bumerang zurück?

FORSCHUNGSFRAGE

VON ADRIAN VON JAGOW

Ein Bumerang kommt zurück?“, fragen sich jetzt jene, die das Wurflholz nach einigen frustrierenden Versuchen in einer Ecke des Gartens haben liegen lassen. Tatsächlich fliegt ein gut geworfenes Exemplar mehr als 100 Meter weit, bevor es in elegantem Bogen retour fliegt. Die australischen Aborigines gelten häufig als Schöpfer des Bumerangs – das Wort hat seinen Ursprung auch in ihren Sprachen. Funde auf fast allen Kontinenten belegen allerdings, dass Bumerange in vielen Kulturen als Jagdgeräte verbreitet waren. Doch wie lässt sich ihr Flugverhalten erklären?

Zwei physikalische Größen sorgen für den charakteristischen Rundflug: Auftriebskraft und Drehimpuls. „Zunächst muss man den Schliff betrachten“, so Thomas Plotz, Professor für

die Didaktik der Naturwissenschaften an der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems. Die Tragflächen des Sportgeräts haben an der gegen den Wind gerichteten Seite eine breitere Kante, so wie die Flügel eines Flugzeugs. „Die vorbeiströmende Luft und die Form der Tragfläche erzeugen einen Auftrieb“, so Plotz.

Stellte man sich zwei verbundene Bumerangs vor und drehte diese nun horizontal zur Erde, würde der so entstandene Propeller in die Höhe fliegen. Doch ein Bumerang wird beinahe vertikal, in einem Winkel zwischen 5 und 20 Grad, geworfen. „Die Auftriebskraft wirkt jetzt teilweise zur Seite“, erklärt Plotz: „Die im Flug jeweils nach oben zeigende Tragfläche rotiert mit der Wurfriechung, die jeweils untere gegen die Wurfriechung. Die sogenannte Anströmgeschwindigkeit ist am oberen Rotor also immer etwas höher als am unteren. Das sorgt für einen Seitendrall und ist auch der

Grund, warum Bumerange eine Kurve fliegen.“ Der angewinkelte Wurf hält das Sportgerät aber auch in der Luft: „Ein komplett senkrecht geworfener Bumerang würde bald zu Boden fallen“, sagt Plotz.

Wie Pirouetten im Eiskunstlauf

Damit der Seitendrall den Flug nicht destabilisiert, arbeitet eine zweite physikalische Größe dagegen: der Drehimpuls, den die werfende Person dem Bumerang mitgibt. „Diese Kraft kennt man von den Pirouetten der Eiskunstläufer“, so Plotz. Einmal in Drehung versetzt, können sich die Sportler dutzende Male drehen: „Der Drehimpuls ist eine sogenannte Erhaltungsgröße: Sie wird ausschließlich durch den Widerstand von Luft oder Eis beeinflusst. Breitet ein Eiskunstläufer die Arme aus, muss sich die Drehgeschwindigkeit verringern, damit der Drehimpuls erhalten bleibt.“ Der Bumerang hingegen kann sich in



„Der Bumerang vollführt eine Präzisionsbewegung, die man auch von Spielkreisel kennt.“

Thomas Plotz, Physikdidaktiker

der Form nicht anpassen, er muss sich als Ganzes bewegen. In Zeitlupe betrachtet sähe man, dass der Bumerang an seinem Mittelstück eine kreiselnde Bewegung vollführt. „Das ist die sogenannte Präzisionsbewegung, die man auch von Spielkreisel kennt. Deren Griff beschreibt einen großen, langsamen Kreis, während der Kreisel sich sehr viel schneller dreht“, erklärt Plotz. Wie beim Kreisel gleicht die Präzisionsbewegung beim Bumerang den Seitendrall aus, stabilisiert die Rotation und erhält den Drehimpuls.

So auf den Weg gebracht, landet ein Bumerang dank Auftrieb, Drehimpuls und Präzisionsbewegung wieder am Ausgangspunkt. Ein gelungener Wurf wird aber nicht errechnet, es braucht Gefühl, um die Parameter in Einklang zu bringen. Plotz: „Da hilft nur Weiterüben.“ [Foto: Privat]

Was wollten Sie schon immer wissen? Senden Sie Fragen an: wissen@diepresse.com